



Vor der Sinan-Pascha-Moschee in Damaskus warten die Tagelöhner. Sie besitzen wenig mehr als eine Schaufel, einen Pickel, einen Eimer, darin die Arbeitskleidung. Mit sich bringen sie die Hoffnung auf Arbeit.



Manche kommen am frühen Morgen, bevor die Sonne aufgeht.



Abu Ali hat sich den Ruf eines Meisters erarbeitet.



Arbeit gibt es immer weniger, dafür mehr Konkurrenz.

## Warten und arbeiten

Von Begegnungen mit Tagelöhnern in Damaskus erzählen Karin Wenger (Text) und Eva und Hans H. Alpers (Bilder)

SIE KOMMEN JEDEN MORGEN. Meist schon bevor die Sonne die Nacht vertreibt. Es sind immer die gleichen, manche stehen seit Jahren hier. Sie lehnen an der Wand der Sinan-Pascha-Moschee auf dem Platz zwischen dem Gewürze-Suk und den Schaffelhändlern im Zentrum von Damaskus und stieren auf das Gewirr von Taxis und hupenden Karossen. Sie sind die Einzelgänger, kommen vom Hauran, aus der Provinz Suwaida oder aus Damaskus. Jene aus der Gegend von Hassake, im Nordosten Syriens, kommen in Gruppen. Zwölf Stunden Busfahrt durch die Wüste. Sie sitzen auf der andern Strassenseite auf ihren umgekippten Eimern. Tagelöhner sind sie alle: Klempner, Maurer, Betonmischer, Rohrreiniger, Anstreicher. Vor Klemm, wie wartend der Hauran, eine Lederjacke. Es mögen fünfzig sein. Vielleicht auch mehr. Alles Männer. Auch an anderen Plätzen in Damaskus sitzen Tagelöhner, aber die haben sich auf andere Arbeiten spezialisiert. Zum Beispiel reparieren sie Kühlschränke. Wie viele es in Damaskus gibt, weiss niemand. Sie sind nirgends registriert. Manche warten auch in der Nacht am Platz, um bei illegalem Häuserbau zu helfen. Die meisten von ihnen verdienen im Durchschnitt nicht mehr als einen Dollar am Tag. Kranken- und Unfallversicherung kennen sie nicht. Und was noch schlimmer ist: Sie gelten als Abschaum der Gesellschaft.

ES GEHT AUF DEN ABEND ZU. Abu Kasem steht reglos neben der Flügeltür der Moschee, das Kinn auf den Schaufelstiel gestützt. Dann hebt er den Kopf, zupft ein Stofftaschentuch aus der Tasche und schneuzt seine riesige Nase, dass sie rot leuchtet und noch gewaltiger wirkt. Er packt die Schaufel am Stiel, dreht seinen Kolle-

gen den Rücken und tritt in Richtung Gewürze-Suk davon. Heute hat er gearbeitet. Wenn er in die Hosentasche greift, rascheln fünf-hundert zusammengeknüllte syrische Pfund in seiner Hand, zwölf Franken. Er mische Beton, das sei anspruchsvoll, nicht wie das Schlep-pen. Zement und Wasser, dazu Steine, alles verrühren: Ein delikates Gemisch, sagt er, und lässt die Schaufel auf dem Asphalt scheppern. In einer Seitengasse drückt sich Abu Kasem durch die Eingangstür von Funduk Hilal Nummer 14, steigt die Treppen empor und öffnet eine Holztür zu seinem Zimmer auf dem Dach. Funduk Hilal Nummer 14 ist eine schäbige Arbeiterunterkunft. Der Besitzer hat auf einem Teil des Dach mit Backsteinen und Wellblech einen Raum gezimmert, eine Glühbirne und einen zerbrochenen Spiegel aufgehängt und acht Betten hineingestellt. Hier wohnt Abu Kasem seit dreissig Jahren. Sein Leben liegt in zwei Bündeln unter dem Bett: das eine enthält die Arbeitskluft, das andere ein besseres Gewand. Daneben sind paar Hefte mit lächelnden Frauen auf dem Titelblatt, eine Schachtel Schwarztee, eine Dose Zucker und ein zerknittertes Foto.

Wie er da hockt, der Alte, Argwohn in den Augen. Hört er jemanden die Treppe heraufkommen, verstummt Abu Kasem mitten im Satz. Mit Menschen will er nichts zu tun haben, auch nicht mit denen, die hier wohnen. Weil die Menschen immer gierig seien und man ihnen nicht trauen könne, erst recht nicht den Libanesen. Begründen kann er seinen Argwohn nicht. Erfahrung, raunt er, Erfahrung. Als Halbwüchsiger war er nach Libanon gezogen, wo es Arbeit gab und Geld und einen Lehrmeister, der ihm das Zementmischen beibrachte. Fünfzehn Jahre ist er geblieben. Fünfzehn Jahre bei einem Volk, für das er heute nur noch abschätzig Worte findet. Lügner, zischt er und senkt die Stimme zu einem Flüstern. Als 1975 der Bürgerkrieg ausbrach, ging er zurück in sein Dorf Kharbet Ghazale nahe beim Hauran, dem Gebirgszug südöstlich von Damaskus. Arbeit gab es dort keine. Und weil ihm der Mut fehlte, in Dubai oder Kuwait sein Glück zu suchen, brach er nach Damaskus auf. Damals, vor dreissig Jahren, habe es noch Arbeit gegeben, und die Arbeiter seien Syrer gewesen, aus Damaskus und

Umgebung, keine Ausländer, wie heute. Ein solcher Ausländer, ein Libanese, ist auch sein Vermieter im Funduk Hilal Nummer 14. Jeden Tag nimmt er fünfzig syrische Pfund von Abu Kasem und ebenso von den anderen sieben Tagelöhnern, die Bettgestell an Bettgestell unter dem Wellblechdach hausen. Wer duschen will, zahlt nochmals fünfzig Pfund extra, deshalb duscht er nur alle zehn Tage zu Hause in Kharbet Ghazale. Dort wohnt seine Frau, die ihm fünf Söhne und vier Töchter geboren hat, und die sagt: Wenn du kein Geld bringst, musst du gar nicht nach Hause kommen. Aber heute hat er verdient, und am Freitag wird er nach Hause fahren. Sein Bett im Funduk Hilal Nummer 14 müsste er allerdings trotzdem bezahlen, obwohl er zu Hause übernächste, oder auch wenn er manchmal tagelang keine Arbeit finde. So sind sie, die Libanesen, sagt er. Immer gierig.

Die erste Welle syrischer Gastarbeiter kam nach dem Ende des fünfzehnjährigen Bürgerkriegs nach Libanon. Das war gleich nach dem Einmarsch der syrischen Armee in Beirut im Oktober 1990. Unter syrischer Besetzung galten für die syrischen Gastarbeiter Sonderrechte, zum Beispiel brauchten sie keine Arbeitsbewilligung mehr wie vor Ausbruch des Bürgerkriegs. Den libanesischen Auftraggebern und Bauherren kamen die unqualifizierten Arbeiter gelegen, da sie nur halb soviel kosteten wie die Libanesen; Überstunden und Sozialversicherungen bezahlten die Auftraggeber nicht. Bei der libanesischen Bevölkerung weckten die Gastarbeiter Ängste und Unmut. Sie nähmen den eigenen Landsleuten die Arbeit weg, hiess es, zudem erschien ihre Präsenz wie ein Symbol der syrischen Besetzung.

GUTES GELD, MADAME, BONJOUR, MADAME, ja die Franzosen, die kannten wir noch, Madame, und irgendwann auch den Hafen von Beirut und ein wenig die Fischerei, gutes Geld, Madame, wenn da nur nicht der Bürgerkrieg gewesen wäre. Ja, und dann, Madame, dann war ich Krieger, Gendarm, bis der Krieg zu Ende war. Gute Jahre danach, die neunziger, Arbeit für die Libanesen und uns, bis sie uns rausschmissen, ein Jahr ist es her – oder zwei? Da landete



Früher arbeiteten die syrischen Tagelöhner für gutes Geld in Libanon. Dann wurden sie rausgeworfen und kehrten nach Damaskus zurück. Hier gelten sie als Abschaum der Gesellschaft.



Versichert ist niemand. Sicherheit gibt höchstens der Arbeitskollege.



Der Lohn reicht für eine Unterkunft, die man sich mit anderen teilt.



Wie Abu Ali arbeiten die meisten, bis der Körper alt und kaputt ist.

wir wieder in Syrien, das jetzt zwischen Staaten liegt, die nur noch den Krieg kennen. Überall in Damaskus diese Iraker, die Arbeit und Wohnungen suchen! Mein Vermieter hat gesagt: Abu Said, zehn Pfund mehr pro Nacht, sonst bist du draussen! So geht's, Madame, und Arbeit gibt's auch kaum noch. Ein, zwei Tage pro Woche. Mehr nicht. Achtundsiebzig Jahre alt bin ich, akid, wirklich wahr. Längst aufhören sollte ich. Aber wer würde zu mir schauen, ohne Frau und Kinder? So steh ich denn jeden Morgen von halb sieben in der Früh bis um sieben am Abend vor der Moschee. Beten? Nein, ich bete nicht dort, ich bin Christ. Aber schauen Sie mich an und schauen Sie die an, die uns anschauen. Im Dreck der Strasse sind wir, und die da oben fressen uns, so dass wir bald nichts mehr zu fressen haben. Dabei bin ich gebildet, Madame, ich komme aus Latakia. Nicht so wie die Männer dort drüben aus Hassake. Pah! Bauern sind das, glotzen den Mädchen hinterher wie Stiere den Kühen. Ich aber bin Städter. Latakia, sag ich Ihnen, ist nicht irgendeine Stadt, sondern mit dem Meer verheiratet. Doch Arbeit war dort schwer zu finden, auch als ich jung war. Ein wenig Fischerei, aber eben nicht genug, deshalb ging ich auf Wanderschaft: Fischen in Akaba, Jordanien, und eben irgendwann an der Küste von Libanon. Und jetzt sitze ich hier vor der Moschee. Zusammengekrümpelt auf einem Blecheimer. Da bleibt einem nur noch das Warten und die Hoffnung, dass dich einer holt, damit du wieder schaufeln kannst und dann heimkehren mit vollem Geldbeutel.

Ende der neunziger Jahre lebten über eine Million syrischer Gastarbeiter in Libanon. Nach der Ermordung des ehemaligen libanesischen Premierministers Rafik Hariri im Februar 2005 und dem Abzug der syrischen Truppen im April verliessen auch die meisten syrischen Gastarbeiter Libanon und kehrten zurück in ihr Land, das bereits an einer Arbeitslosigkeit von bis zu zwanzig Prozent litt. Für die Tagelöhner, die fortan vor allem auf den Plätzen von Damaskus Arbeit suchten, verschärfte sich die Situation in jüngster Zeit zusätzlich: Durch den Krieg in Libanon im vergangenen Sommer und den fortwährenden Krieg im Irak wurde Syrien Zufluchtsort für libanesischen und irakische Flüchtlinge. Die Libanesen sind inzwischen heimgekehrt, aber etwa eine Million Iraker haben sich für einen längeren Aufenthalt in Syrien eingerichtet. Sie verdingen sich für wenig Geld. Das Lohnniveau sinkt, während die Preise auf dem Wohnungsmarkt steigen. Zudem versuchen syrische Arbeiter aus dem Umland, auch Kurden und sogar Wanderarbeiter aus dem Sudan ihr Glück in Damaskus. Auf dem Platz vor der Sinan-Pascha-Moschee gibt es noch keine irakischen Tagelöhner. Aber die Angst vor ihnen, die gibt es.

TAGELÖHNER VON DER STRASSE hätte er nie angestellt. Die seien faul, und trauen könne man ihnen auch nicht. Abu Maher hat

sich zwischen Amboss, Eisenstangen und einem unübersichtlichen Gewirr von Werkzeugen aus seinem Laden hervorgearbeitet und steht nun auf der Strasse im Suk der Schmieden. Hier betreibt seine Familie seit Generationen eine Werkzeugschmiede. Als das Geschäft nicht mehr die erwünschten Gewinne abwarf, entwickelte der Bauingenieur Abu Maher einen extrastabilen Eimer für Beton, der ihm bald zu einem Vermögen verhalf und heute über die Landesgrenze exportiert wird. In den siebziger Jahren begann er sich auch noch als Bauherr zu engagieren. Damals habe er Tagelöhner angestellt, nicht solche, die in den Strassen herumstanden, sondern handverlesene Arbeiter, die ihm durch Mund-zu-Mund-Propaganda empfohlen worden waren. Vertrauen bedeute alles in einem Staat, in dem das Rechtssystem nicht funktioniere. Die wirklich guten Leute müssten nicht lang auf der Strasse stehen, sie bauten sich vielmehr ein Netzwerk von Auftraggebern auf, von denen sie angerufen würden, wenn Not am Mann sei. Zum Netzwerk von Abu Maher gehörte ein Zweiundsiebzigjähriger aus dem Norden Syriens. Wie ein Tier habe er geschuftet, acht bis zehn Stunden am Tag, konnte in dieser Zeit mehr als acht Meter Kanalisation graben, und wenn es sein musste, trommelte er innert Stunden fünfhundert Mann zusammen, die Hand anlegten. Männer zum Betonmischen, Männer zum Betontragen, Männer für den Gerüstbau und Männer zum Kabelschneiden. Alle seien sie spezialisiert, und wenn einer nicht mitmache, funktioniere gleich die ganze Kette nicht mehr, wie etwa beim Bau des Stadions für die panarabischen Spiele. Damals habe er eine ganze Gruppe Kurden angeheuert. Einer wollte nicht arbeiten. Er habe ihn auf die Strasse gestellt, doch dann streikte die ganze Gruppe, so dass der Bau verzögert wurde, bis Abu Maher die Männer durch Lohnerhöhung dazu bringen konnte, an die Arbeit zurückzukehren. Arbeitersolidarität nenne man das, vor allem die Kurden, die hielten wie Pech und Schwefel zusammen, komme was wolle. Auf der Strasse aber gingen Missgunst und Futterneid Hand in Hand, dazu die ständige Unsicherheit. Vor allem jetzt, wo das Arbeitsklima auf der Strasse rau geworden sei. Immer jammern sie und klagen, wenn die Preise aufs Neue ausgehandelt werden, bis du dich ihnen gegenüber schuldig fühlst. Natürlich, Feilschen gehört dazu, wie auf dem Basar, das ist Ehrensache, sagt er, ein Spiel und ein überlebenswichtiger Test der Sprachfertigkeit und Kreativität, bei dem versucht wird, dem anderen den eigenen Willen aufzuzwingen. Ehrevoll zu gewinnen sei manchmal wichtiger als der ausgehandelte Preis. Ehre sowieso! Da kam vor ein paar Tagen ein Bauer in die Schmiede und kaufte sechs Scheren. Mit denen fuhr er zu den Beduinen ausserhalb der Stadt, um sie für die Schafschur weiterzuverkaufen. Der Gewinn werde vernichtend klein sein, vielleicht tausend syrische Pfund, aber der Mann werde in sein Dorf zurückfahren, mit dem Finger auf die Bauern zeigen und sagen: Schaut sie

euch an, die armen Tölpel, Bauern sind sie, aber ich bin jetzt ein Händler. Ich hab's geschafft.

IN EINEM VORORT VON DAMASKUS, wo die Autostrasse eine Schneise in die Häuserzeilen gefressen hat und die Kinder in den Strassen barfuss Puppen spazieren führen, wohnt Abu Ali, einer, der das Feilschen und auch das Schuften besser beherrschte als die meisten anderen. Auch er war ein Tagelöhner der Strasse, stand jahrzehntelang am Platz bei der Sinan-Pascha-Moschee. Die Männer dort nennen ihn noch heute Meister, obwohl er seit zwei Jahren nicht mehr arbeitet, weil er Rückenschmerzen hat und Bronchitis und wegen seines Alters, das er jedoch vergessen hat. «Wer arbeitet, der lebt», sagt er. «Ich war Klempner, Meister, Tagelöhner, nicht Händler und nicht Lehrer, weil es mir hier gefehlt hat», Abu Ali tippt mit dem Zeigefinger an seine faltige Stirn. Er hustet, zieht an seiner Zigarette und inhaliert kurz darauf Asthma-Spray. Kein Licht dringt in die Wohnung, dafür ein eisiger Wind. Mit seiner Frau und seinen Kindern, Enkelkindern und Schwiegertöchtern wohnt er in zwei Zimmern. Eine Woldecke umhüllt seinen Körper. An den Oberarmen hängt die Haut schlaff und dünn vom Nichtstun, und nur das Grinsen verrät den Spitzbuben im Greis. Neben ihm schläft sein Sohn Khaled. Nichtsnutz!, zischt Abu Ali und stupst seinen Sohn wie ein Tier, bis dieser sich aufrichtet. Khaled war Hühnchenverkäufer, hat sich dann bei der Arbeit mit einem Kollegen geprügelt und wurde entlassen. Wer will schon Tagelöhner sein, mault er und steht auf, um sich zu kämmen. «Ehrliche Männer arbeiten», erwidert Abu Ali knapp.

Als junger Spund war er über den Golan nach Israel gezogen, wo er in der arabischen Befreiungsarmee gegen die Israeli antrat. Dann ging er weiter nach Jordanien und schliesslich nach Ägypten, um in den sechziger Jahren in der Armee Nassers zu kämpfen. Und irgendwann landete er wieder in Syrien, in Damaskus. Hier hat er geheiratet. Fünfmal. Eine aus Palästina, eine aus Homs, eine aus Damaskus, eine Vierte, an die er sich nicht mehr erinnern kann, und schliesslich Arabia. Vier seiner Frauen hat er zum Teufel gejagt. Eine Frau, die keine Kinder gebäre, sei zu nichts nütze, schimpft er. Mit seiner Frau Arabia ist er zufrieden. Ein anständiges Leben hätten sie geführt, das noch besser wäre mit mehr Geld und einem grossen Haus, aber wer wollte das nicht?, fragt er und wendet sich dem Fernseher zu. Dort singt eine irakische Sängerin, unverschlei-ert, mit tiefem Décolleté. «Kaum haben sie den Saddam gehängt, schon tanzen die Mäuse.» Abu Ali grinst und sagt: «Das Leben ist eine arabische Seifenoper. Sie schlagen sich, sie lieben sich, sie arbeiten und dann schlagen sie sich wieder.» Er aber habe gearbeitet, ein Leben lang. Habe es bis zum Meister gebracht. Er sei ein ehrlicher Mann.



Am Ende eines langen, harten Arbeitstags prüfen die Tagelöhner mit grossem Misstrauen jeden Geldschein – ihren kargen Lohn. Keiner traut dem anderen, es herrschen die rauen Gesetze der Grossstadt.



Wenn Abu Kasem verdient hat, zieht er sein gutes Gewand an.



Die Tagelöhner, die Geld nach Hause bringen, sind Könige.



Am nächsten Morgen brechen sie wieder auf und hoffen auf Arbeit.

TAGELÖHNER IST NICHT GLEICH TAGELÖHNER. Vor allem der Unterschied zwischen Arbeiter und Meister ist wichtig, betont Abu Usahma. Er ist in Damaskus aufgewachsen, hat dann in Karlsruhe Ingenieur studiert und ist nun nach seiner Pensionierung heimgekehrt. Wie wird man Scheich? Man lernt den Koran auswendig. Wie lange dauert es, bis ein Pakistani den Koran auswendig kann? Zehntausend Stunden. Genauso wird man Meister: Man plappert Tausende von Stunden nach, was der Meister von einem verlangt, und wenn man den Unterschied zwischen Beizen, Feilen und Schleifen kennt, ist man bereits ein halber Meister.

Auf der Terrasse seines Hauses in einer besseren Gegend von Damaskus brütet Abu Usahma über den Bauplänen seiner neuen Wohnung. Für den Bau habe er einen Meister eingestellt, der bringe dann seine Mannschaft gleich mit. Ingenieure taugten in Syrien nichts, sie hätten den Kopf voller Theorien und zwei linke Hände. Deshalb bevorzuge er die Meister, die hätten Hände, die zupacken können, und billiger seien sie noch dazu. Meister werden, das bedeute auch sesshaft sein und sich einer Arbeit ganz hingeben. Aber das wollten viele Tagelöhner nicht. Sie haben noch Felder zu bestellen oder glauben ganz einfach, dass eine permanente Arbeit unfrei macht und deshalb unedel ist. «Denk an Siemens! Vierzig Jahre lang meine Jacke an denselben Haken hängen, dafür jeden Monat den Lohn auf dem Konto, vielleicht einen Bonus am Ende des Jahres, nein, das hätte ich nie gewollt», sagt Abu Usahma. Während seines Studiums in den sechziger Jahren arbeitete er als Bademeister, als Tellerwäscher auf einer Yacht, als Putzmann in einem Spital und verlor Bierkisten für eine Brauerei. Eine Mark fünfunddreissig in der Studienstunde verdient, alles nur, um die Mädchen einladen zu können. «Und jetzt holen sie die Polen, die sind schlecht dran, genau wie die Männer aus Hassake. Arme Teufel, die Tagelöhner! Sie stehen auf der untersten Stufe. Aber ist das in Deutschland anders? Ist das irgendwo auf der Welt anders?»

AUF DEM PLATZ VOR DER MOSCHEE brennt ein Feuer in einer Tonne. Einer trocknet seine Mütze, ein anderer seine Achselpolster. Sie sitzen auf der Höhe der Auspuffe. Man könnte glauben, sie schlafen, aber das tun sie nicht. Der Muezzin ruft zum Gebet. Einer streift sich die Schuhe ab und wäscht sich die Füße. Die andern bleiben hocken. Gott ist überall. Er sieht uns auch hier auf dem Platz. Er sieht die krummen Rücken. Und auch den Polizisten, der polierte Lederstiefel trägt und mit einem Stab den Verkehr zähmt. Es stinkt auf Nasenhöhe. Ahmed aus Hassake, noch mit Flaum auf der Oberlippe, schlendert über den Platz. Ja, er werde das bis an sein Lebensende machen. Beton schleppen. Sich tot rackern. Am Nachmittag wird er auf die Ladefläche eines Suzuki springen und an einer illegalen Baustelle wieder runter vom Wagen, auf einen

Boden, wo die Stiefel bald im Matsch stecken bleiben. Er wird warten, bis seine Kollegen den Eimer gefüllt haben, wird ihn mit einem Schwung auf seine Schulter heben, so dass sich der Rücken biegt. Nach zwei Stunden wird er schwer atmen und innehalten auf der Leiter, wo sein Körper zu schwanken beginnt, und dann wird ihm ein Cousin den Eimer vom Rücken nehmen, damit er einen Moment verschnaufen kann.

Es hat zu regnen begonnen. Al-Hamdulillah, Gott sei Dank. Die Kartoffeln werden wachsen, und auch der Weizen. Gut für die Baumwolle, ruft Abid aus Hassake. Er hat sich die Locken unter die Keffiya geschoben. Zu Hause in Hassake ist er Bauer und Imam. Zu Hause in Hassake hat er Baumwolle, die von seiner Frau und den zehn Kindern gepflückt wird. Das bringt mehr Geld als die Schafe seiner Eltern und Grosseltern. Gutes Geld, nur leider nicht genug, vor allem, wenn der Regen ausbleibt. – Ein Pfiff gellt über den Platz. Der Polizist zeigt mit seinem Stab auf einen silbergrauen Mercedes, die Trillerpfeife zwischen die Lippen geklemmt, winkt er den Wagen an den Strassenrand. Der Lenker schiebt zwei Banknoten aus dem Fenster und fährt weiter. Der Polizist stolziert zu seiner Honda, lässt den Motor aufheulen. Keiner schaut hin. Keiner hat's gesehen. Auch Abu Abdu nicht, der an der Moscheewand lehnt und grinst. Früher war er Plattenleger. Jetzt hat er kaputte Knie. Rheuma. Da steht er heute, mit all den andern. Wenn er Geld hätte, würde er eine Werkstatt eröffnen, eine für Bodenbeläge, und dann würde er Arbeiter einstellen, vielleicht von hier. Er hat kein Geld. Er wartet auf einen, der Geld hat. Warten bedeutet Zeit bezwingen, sie tonschlagen. Ein Schwatz mit Mohammed, einer mit Abu Said, Bonjour Madame, comment allez-vous? Nein, heute ist nichts mit Arbeit. Aber der Abu Kasem, ja, der hat Arbeit. Dabei müsste er gar nicht arbeiten. Hat er nicht ein Haus, Madame, und Geld, nicht so wie wir, die wir die Arbeit brauchen? – Endlich hält ein Suzuki. Die Männer stürzen sich auf ihn, umzingeln den Arbeitgeber. Dieser mustert sie, trifft seine Wahl, fixiert den Preis und weg ist er. Auf der Ladefläche vier Mann, auch Ahmed aus Hassake.

«ALLES MEINS», sagt Abu Kasem und schlägt mit der flachen Hand an die Mauer seines Hauses. Einstöckig, mit Terrasse, strahlend weiss, umgeben von einer Wiese, und weiter hinten wachsen Weizen und Olivenbäume, aber keine Tomaten, die saufen zu viel Wasser. Abu Kasem hat sich das Haus verdient und auch die Arbeit. Er hat in den vergangenen Jahren ein Netzwerk aufgebaut, muss nicht mehr jeden Tag am Platz stehen. Die Arbeitgeber rufen ihn an. Wenn er nach Hause kommt, mit Geld in der Hosentasche und Plastiksäcken voller Brot und schmutziger Wäsche, eilen die Frauen herbei, tragen die Säcke über den blank gefegten Innenhof, hinein in die Zimmer, die sich um den Hof gruppieren. Abu Kasem streift die

Sandalen von den Füßen, murmelt: «Ach Gott, ja Gott», und flätzt sich dann auf eine Matte im Wohnzimmer, in seinem Haus, in seinem Dorf Kharbet Ghazale. Wieder eilen die Frauen herbei: Die Schwiegertochter mit dem Teetablett, die Ehefrau, die er aus Libanon mitgebracht hat, die geschiedene Tochter, die ins Elternhaus zurückgekehrt ist. «Und der Gasofen?», fragt er, so dass die Schwiegertochter aufspringt, die Gasflasche heranrollt und auch den Ofen. Später bringen sie Schalen mit Oliven, Joghurt, eingelegten Auberginen, Käse und Eiern. Eine sagt: Gut ist, was der Boden uns geschenkt hat. Und als die Ehefrau zum Gebet niederkniet, streckt sich Abu Kasem aus, schnarcht ein Weilchen, steht dann auf und tritt vor sein Haus. Er schreitet durchs Dorf. Vorbei am Haus seines Bruders, mit dem er nicht mehr spricht, weil der sein Land gestohlen habe, vorbei an den Häusern, die denen gehören, die ihr Geld in Dubai und Kuwait verdienten. Vor der Moschee bleibt er stehen. Die Minarette sind noch farblos und die Fenster ohne Scheiben. Männer tragen Eimer mit Beton. «Dreihundert syrische Pfund am Tag», flüstert Abu Kasem. «Nur Verlierer schufteten zu solchen Preisen, die anderen gehen nach Damaskus.» Wenn sie nach Hause kommen, sind sie Könige.

#### Zum Schutz der Väter

In arabischen Ländern ist es üblich, Männer nicht mit Vor- oder Nachnamen anzusprechen, sondern sie als Vater (Abu) ihres erstgeborenen Sohnes zu bezeichnen. Heisst der älteste Sohn Geheim, nennt man den Vater folglich Abu Ibrahim. Das weibliche Gegenstück dazu ist Umm Ibrahim, die Mutter Ibrahims. Bekannt sind solche Namen auch als Nom de Guerre; so wurde der verstorbene palästinensische Präsident Yasir Arafat auch Abu Ammar (Vater des langen Lebens) genannt. Oft wünschen Interviewpartner ausdrücklich, als Abu zitiert zu werden, um eine gewisse Anonymität zu wahren. Vor allem in der Arabischen Republik Syrien, die trotz Öffnung und gesellschaftlichem Wandel ein Polizeistaat bleibt, ist die Angst vor dem Geheimdienst, vor Fremden und davor, ein falsches Wort zu sagen, im allgemeinen Klima des Misstrauens spürbar. Generell gilt: Die Regierung und deren Politik wird nicht kritisiert, über Religionszugehörigkeit wird nicht gesprochen, und falls doch, soll das Gesagte nicht in einer Zeitung zitiert werden.